

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Der Postheiri : illustrierte Blätter für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl**

Band (Jahr): **7 (1851)**

Heft 30

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Der Postbote

Honni soit qui
mal y pense.

7. Bd.

N^o 30.



Illustrirte Blätter

für Gegenwart, Oeffentlichkeit und Gefühl.

Amerigo Vespucci's II. See- und Land-Reise nach und in der neuen Welt.

Erstes Kapitel.

Die Seereise von Hafer nach Newjork.

Im Namen mir und meiner Gefährten habe ich beschlossen, alle interessanten Beobachtungen, so mir auf meiner Reise aufstossen, niederzuschreiben, damit ungebildete Leute, die nach mir diese Reise machen, wissen, wie sie sich zu benehmen haben.

In Hafer kaufte ich mir einen Schwimmapparat und zwei eremitisch schließende Blechkisten; in die eine packte ich eine vollständige Kleidung, in die andere zwei Flaschen Rhum, mehrere Tschepferweggen und einen Jambon. Da ich in einem Buche gelesen hatte, daß man unerfahrene Reisende an der Neugierde erkenne, mit der sie Alles angaffen, ich es aber für meine Sendung durchaus nöthig hielt, als ein Rutinier zu gelten, so habe ich in Hafer nichts angeichaut, sondern ließ mir dann auf dem Schiffe erzählen, wie es aussehe.

Auf dem Schiffe habe ich nur französisch gesprochen, wodurch meine Auctorität sogleich stieg, und die Matrosen, wenn sie bei mir vorbeigingen, immer zu einander sagten: *C'est un fameux diable, ce n'est pas un paysan*. Hab' ihnen aber bald gezeigt, was ein *paysan Suisse* für ein Mann sei. Hatten da auf dem Schiffe eine Kuh, um Milch beim Collazen zu haben. Am zweiten Tage sollte die gemolken werden; der Koch, der sie melken sollte, mochte in seinem Leben schon alles Mögliche

gemolken haben, nur keine Kuh. Er setzte sich auf einen Stuhl hinter die Kuh und wollte sie zwischen den Hinterbeinen hindurch melken. Allein die Kuh ließ statt der Milch etwas Anderes fahren, so daß der Koch plötzlich eine grasgrüne Tellerkappe auf seinen schwarzen Schädel erhielt, die ihn so erschlöpftete, daß er nicht mehr melken wollte. Ein Matrose, der nun das Ding versuchte, zog an den Strichen, wie an einem Glockenseile, und erhielt Eins von der Kuh, daß er in den Entrepont herunterstürzte. Der Capitain, der aus seiner Cajüte heraus immer *du lait* gerufen hatte, kam nun herauf und fluchte alle Zeichen. Allein Niemand wollte mehr hinter das Kuohli. Ich hatte unterdessen dem Dinge ruhig zugesehen, trat jetzt zu dem Capitain und sagte zu ihm: *Voulez-vous, que je la melke?* Er sah mich an und bemerkte natürlich bald, daß ich kein gewöhnlicher Auswanderer sei, sagte daher zu mir: *Oui, melkez-la, si vous êtes capable*. Ich setzte mich nun in Positur, beschwichtigte das ergelsterte Kuohli und molk es so schön und ruhig, wie ich je in der Schweiz gemolken hatte. Alle Matrosen schauten mir zu und riefen: *C'est un fameux melkeur*. Der Capitain lud mich zum Collazen, und da er sah, daß ich auch einen Compaß und einen Thermometer bei mir hatte, so unternahm er auf der ganzen Reise nichts mehr, ohne mich um Rath zu fragen. Ich aber schrieb in mein Notizen-

buch: Auswanderer sollen alle zu Hause melken lernen. Sehr gut auf den Schiffen.

Am sechsten Tage gerieth das Schiff auf einmal in eine schwimmende Matte. Die Seepflanzen hatten sich nämlich so dicht in einander verhäuselt, daß sie eine förmliche Wasendecke bildeten. Ich sprang herunter und spazierte darauf herum, um sie zu untersuchen. Sogleich fiel mir ein Plan ein, den ich dem Capitän mittheilte. In der Lombardei hatte ich gesehen, wie man den Reis im Wasser pflanzt. Man sollte also auf diesen schwimmenden Matten Reis pflanzen, damit die Schiffe auf dem Meere immer Proviant fänden; später könnte man dann, wenn sich Erdreich gebildet, auch Hafer und Rübli darauf säen und förmliche schwimmende Inseln daraus machen, auf die man dann auch Auswanderer verpflanzen könnte. Der Capitän sagte, ich sollte darüber einen Aufsatz machen und ihn in Amerika in das Newjorker-Blatt setzen, was ich auch thun will. Schrieb in mein Notizenbuch: Bundesrath soll schwimmende Inseln kaufen, will schwimmender Insel-Commissär werden.

Den Tag darauf hatte ich Gelegenheit auf's Neue meine Kenntnisse zu zeigen. Ein Schwarzwälder fragte einen Solothurner Auswanderer, ob er zum Missouri oder zum Mississippi auswandern wolle. Der Solothurner sagte: Das si Glaufe, i kenne alle Herre Suri, und keine darunter heißt Missi Suri; und der Missi Sippi, das wird wohl au nur so ne Bschißerei si. Der Schwarzwälder wollte das nicht leiden und behauptete, der Missisippi und der Missouri seien beide respectable Männer, welche schon viele Auswanderer gut aufgenommen. Sie wollten sich eben prügeln, als ich mit meiner großen Karte, die ich beim Buchhändler Zent gekauft hatte, zu ihnen trat und ihnen zeigte, wer denn eigentlich die beiden Herrn seien. Schrieb in mein Notizenbuch: Auswanderer sollen beim Zent eine Karte von Amerika kaufen. Ist gut auf den Schiffen.

Endlich am 14 Tage hatten wir einen Sturm; es plangte mich schon lange, einen solchen zu erleben; allein ich hätte ihn gern nicht so grausam gehabt. Nachts wurde das Ding zu schrecklich. Während aber alle beteten und weinten, schnallte ich still meinen Schwimmgürtel um, hieng eine

eremitische Blechbüchse an meine Brust, die andere an den Rücken und stieg so auf das Verdeck. Auf einmal krachte es; das Schiff war aufgefahren, und die Matrosen riefen: Das Schiff sinkt. Da besann ich mich nicht lange, sondern nahm einen Gump ins Meer. Das Schiff verlor ich sogleich aus den Augen und tanzte die ganze Nacht allein zwischen Himmel und Wasser. Da ich sicher war, nicht unterzugehen, so fürchtete ich mich nicht, und wenn ich so auf einer St. Ursenthurm hohen Welle oben saß, sang ich: „I de Flühne isch mys Lebe.“ Am Morgen legte sich der Sturm. Da es mich fror, schaute ich nach meinem Thermometer und sah, daß es 10 Grad Wärme sei. Die Frage war nun, wie ich allein nach Newjork schwimmen könne? — Ich nahm meinen Kompaß und legte ihn vor mir ins Wasser: Rechts vom Südpol ist die Haasematt, zwei Linien rechts vom Nordpol muß daher Newjork liegen. Dahin nahm ich meine Richtung. Eben wollte ich meine vordere Blechbüchse öffnen, um zu frühstücken, als ein Hayfisch auf mich zuschwamm mit der deutlichen Absicht, mich zu frühstücken. Da ich in einem Buche gelesen hatte, daß man die wilden Thiere nur starr ansehen müsse, um sie zu erschrecken, so machte ich fürchterliche Vollaugen. Als aber der unverschämte Kerl sich nicht aus der Contenance bringen ließ und immer näher schwamm, schrie ich ihn auf Schweizerdeutsch an: *Sacre nom de Dieu, couche-toi*; Himmelherrgottsdonnerwetter, witt mi lo go oder nit. Jetzt erschrak der Hayfisch und entfernte sich; ich aber verzehrte ruhig zwei Schnitten Jambon, und weil mich der Kerl dauerte, warf ich ihm das Hammenbein zu, was er mit Dankbarkeit annahm.

Eben trank ich ein Gläschen Rhum *à la santé de la confédération Suisse*, als eine Schaluppe sich mir näherte. Sie kam von unserm Schiffe, das, wieder flott geworden, die Schaluppe ausgesendet hatte, mich zu suchen, weil mein Verlust unerlässlich war. Ungern und nur höhern Rücksichten weichend, kehrte ich auf das Schiff zurück; alle wollten nun wissen, wie es mir gegangen; ich aber stieg ohne weiteres in die Kajüte und schrieb sogleich in mein Notizenbuch: Schweizerdeutsch ist gut gegen die Hayfische. Die Matrosen aber riefen: *C'est un fameux diable le melkeur!*

Verbesserter Aversstempel für die eidgenössischen Silbermünzen.



Auf dem nebenstehenden Projektaversstempel ist der Volksstimme, welche sich so einmüthig gegen die unselige „Helvetia“ aussprach, möglichst Rechnung getragen. Unsere symbolische Figur ist entschieden national, äußerst volkstümlich, nicht übermäßig ideal, sondern vorwiegend der Realität sich zuwendend, besitzt das vermischte *embonpoint* und sündigt weder durch lange Arme noch durch lange Beine wider den Volksgeschmack. Als Handschrift empfehlen wir:

Holi-oli o-u-hu,

Ju holi holi-oli ju-hu!

was ebenfalls für alle drei bis vier schweizerischen Sprachstämme gleich verständlich wäre.

Neues Conversations-Lexikon für gebildete Häfelfchüler aller Stände.

(Fortsetzung.)

F ist eine Note, jedoch weder eine Wirths-Note noch eine diplomatische, sondern eine musikalische. Dagegen machen sowohl die Diplomaten als die Wirths zuweilen Noten aus dem ff. Letztere sind ein theurer Artikel, die ersteren aber in der Regel wohlfeil. Im eidgenössischen Archiv befindet sich eine Menge derselben und ist als Makulatur zu kaufen.

Fazn, ein Staatsmann ebenfalls aus dem ff, obwohl er sich bloß mit e i n e m f schreibt. Derselbe besteht aus einem fa und einem si, welches gleichfalls zwei musikalische Noten sind, aber französische. Auf der Tonleiter steht sonst ein sol dazwischen; da aber dieses „soll“ dem fa und dem si sehr genierlich war, so ließen das fa und das si ein Loch in die genfer Schanzen graben und warfen das sol hinein, wodurch sie sich um das Vaterland verdient machten. Jetzt sind das fa und das si zusammengewachsen und haben sich in den Ständerrath wählen lassen; möglich, daß sie es noch weiter bringen.

Fideli (der), weit aus der beliebteste und populärste Mann der Eidgenossenschaft. Derselbe ist Bürger aller Kantone. Jedermann gibt sich zufrieden, wenn es nur dem Fideli wohl ist. Bei jedem Putsch, bei jeder Revolution, bei jeder Verfassungsrevision und jedem neuen Gesetz ist jedermanns erste Sorge, ob der Fideli darunter leide. Thut es dem Fideli nichts, so reißt man sich die Hände, mag daneben die halbe Welt zu Grunde gehen; wird aber dem Fideli nur ein Härchen gekrümmt, so schreit gleich jeder, als ob er am Messer wäre. An den letzten Nationalrathswahlen hätte jeder von Herzen gern dem Fideli die Stimme gegeben, da er von jedermann als der tüchtigste und würdigste angesehen wurde; wäre er nur wahl-

fähig gewesen, er wäre von allen Parteien und einstimmig gewählt worden.

Flegel (der) ist ein zweibeiniges Ackergeräth, welches seinen Nächsten drischt. Man unterscheidet zwischen dem groben Flegel und dem feinen Flegel. Letzterer trägt eine goldene Kette, einen Hut und einen Frack. Viele behaupten jedoch, auch der feine Flegel sei ein grober Flegel — Flegel sei Flegel. Bemerkenswerth ist, daß nach Spanien der erste Flegel von einem schweizerischen Feldpater eingeführt wurde. Sie haben sich aber deßhalb bei uns doch nicht vermindert.

Frauenzimmer. (Man buchstabiere: zet, i, em-ein — zimm, — e, er — zimmer und nicht etwa „ziemer“, da es wohl Rehiemer gibt, welche sehr schmachhaft sind, aber keine Frauenziemer.) Das Frauenzimmer ist kein Zimmer und insofern nicht das Gegentheil eines Herrenzimmers oder Lokals, wo sich ein Herr aufhält. Ein Frauenzimmer ist auch nicht das Gegentheil eines Zimmermanns. Endlich ist noch zu bemerken, daß „Frauenzimmer“ keineswegs als Synonymum von „Zimmerfrau“ oder „Stubenmädchen“ gelten kann. Sondern ein Frauenzimmer ist eine Frau, welche „zimpher“ ist und sollte also eigentlich „Frauenzimpher“ heißen. Das Gegentheil davon ist ein Weiber-volk.

Frein nennt man den Häfelfchüler, wenn er nicht pflännet. Nimmst du den n hinten weg und setzt einen *Doctor juris* vor, so gibt es einen baselandschaftlichen *cidevant*-Nationalrath, welcher sehr froh ist, daß er es nicht mehr ist, was er selber sagte, als er es nicht mehr war, was also wahr ist. Derselbe ist deshalb aber doch nicht frein, sondern sehr böse, besonders über den Postheiri, der aber nichts dafür kann. (Fortf. folgt.)

Ein neues schönes Lied, gedruckt in diesem Jahr.

(Mel.: Ehier dreißig Jahre ic)

Du bist nun schon drei Jahre alt,
Hast manchen Sturm erlebt,
Hast uns gar treulich beschützt,
Und wenn auch die Feinde geblüht,
Hast du doch nur wenig gebebt.

Du liebtest stets das weiße Kreuz,
Im schönen rothen Feld,
Und hast es auch ohne Zagen,
Durch dick und dünn getragen, —
Wie sehr man dagegen gebellt. —

Das Rothe und das Weiße
Sind beide wunderschön —
Doch wolltest du keiner der Farben,
Wie sehr sie dich auch umwarben,
Den Vorzug eingestehn.

Drum wurde dir von beiden
Auch gar nicht mehr charmirt,
Und deine holden Wangen,
Statt wie Milch und Purpur zu prangen,
Haben sich ins Graue hangirt.

Wir aber wollen halten treu
Zu dir in Lieb und Leid.
Mit Husaren und mit Guiden
— Was will man mehr hienieden —
Hast du uns bas erfreut.

Auch hast du uns beschoren
Zur Sommer- und Winterszeit,
Expertencommissionen,
Die kosten schöne Dublonen,
Das hat uns nicht minder gefreut.

Wir bringen dir unfre Bagen stets
Mit gleicher Wonne dar,
Die alten und auch die neuen
Sie sollen uns niemals gereuen,
Auch nicht im nächsten Jahr.

Und du sollst oben bleiben
Wohl heuer und länger noch.
Laß du sie nur toben und schreien!
Gehst du durch unfre Reihen —
Wir rufen dir freudig: hurrah hoch!

Das Wiedersehen beim Zaaren am 1. Dezember 1851.



Er zählt die Häupter seiner Lieben, — und ach! es fehlt manch theures Haupt.

Briefkasten. Unserm anonymen Freund in Gh. Sie verzeihen, daß wir Ihr Bonbon-Blättchen nachträglich etwas gewieffert haben. Heinrich liebt mehr das scharfe als das süße — Hr. N. in N. Ihr Spottbild paßt auf jene Zeit, da 75 gegen 75 standen; jetzt haben sich die Verhältnisse geändert und der Witz, so gut er ist, hat seine pointe verloren.